

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 119

Artikel: Bing Groby im STxroporschnee
Autor: Müller, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BING CROSBY IM

Wölfe streunten ums Dorf, das Getreide verfaulte unter dem Schnee. War der Winter in früheren Jahrhunderten eine existenzielle Bedrohung, so räumt man ihn heute über Nacht mit dem Schneeflug weg: Der Wandel des Winters als Beispiel für den Ausstieg des Menschen aus der Natur? Einige volkskundliche Bemerkungen über unser Verhältnis zur kalten und dunkeln Jahreszeit. von Peter Müller

Vor gut einem Jahr hat es in St.Gallen wieder einmal so richtig geschneit. Die Stadt war an jenem Abend eine andere geworden. Stille, Friede, Wintermärchen, Vogelfutter – beim Heimweg vom Bahnhof St.Fiden an die Bruggwaldstrasse schossen mir die Gefühle und Assoziationen nur so zu. Gleichzeitig war ich mir aber bewusst, dass diese Pracht nur kurz dauern würde. Winter in der Stadt – das geht nicht. Den Winter können wir hier doch nicht brauchen. Und Schnee schon gar nicht – nichts als Sand im Getriebe unseres geschäftig-mobilen Berufs- und Lebensalltags. Also weg damit. Die Methode unserer Vorfahren, im Frühling den Winter mit verschiedenen Volksbräuchen symbolisch «auszutreiben», ist uns zu wenig effizient und pragmatisch. Wir treiben ihn gleich sofort aus – die Räum- und Streufahrzeuge stehen Tag und Nacht bereit.

Das heisst nicht, dass wir den Schnee nicht mögen. Er muss nur dort sein, wo wir ihn haben wollen. Im Wintersportgebiet beispielsweise. Hier sind wir sogar bereit, dem Winter nachzuhelfen, falls es einmal zu wenig Schnee hat – die Schneekanone ist das Gegenstück zum städtischen Schneeflug. Zu schätzen wissen wir aber auch eine verschneite Winterlandschaft, wo wir spazieren, wandern oder langlaufen können. Sie eröffnet uns neue Zugänge zur Natur, berückt uns mit Stille und Frieden, aber auch mit Romantik und Heilwelt-Gefühlen. Der ganze Zivilisationsstress wird vorübergehend abgedämpft. Selbst unsere banale Allerweltslandschaft erhält durch den Schnee einen gewissen Zauber. Und eine Landschaft wie das Oberengadin kann einem im Winter schlicht überwältigen. Da kann es zum Beispiel passieren, dass man sich bei einem Morgenspaziergang plötzlich in einem Gemälde von Giovanni Segantini wähnt.

«White Christmas» als fixe Idee

Wie stark die Macht dieser «Wintergefühle» ist, zeigt Weihnachten, das wichtigste Fest in dieser Jahreszeit. Hier sind wir bereit, das Hausverbot, das wir dem Winter für die Stadt erteilen, vorübergehend aufzuheben. Für die Weihnachtskulisse ist der Schnee ein unverzichtbares Requisit. Und wenn es meteorologisch nicht klappt, so sorgen doch zumindest die Medien, die Werbung und die Geschäfte für weisse Weihnachten – mit Styroporschnee, Bing Crosbys «White Christmas», Kitschgeschichten und vielem mehr. Wenn es sein muss, wird sogar richtiger Schnee angekarrt. 1996 holte man sich z.B. für den Stuttgarter Weihnachtsmarkt per LKW 60 Tonnen «Echtschnee». Mit diesem wurde ein kleines Hüttendorf mit Tannenwald, Würstchenbuden und Glühweinständen «natürlich» eingeschnitten. Diese Weihnachtsmagie ist allerdings nicht einfach ein Produkt der modernen Konsumindustrie – sie fusst auf Älterem. Das zeigt zum Beispiel Adalbert Stifters berühmte Erzählung «Bergkristall» (1845). Da liest man etwa: «Die katholische Kirche begeht den Christtag als den Tag der Geburt des Heilands mit ihrer allergrössten kirchlichen Feier, in den meisten Gegenden wird schon die Mitternachtstunde als die Geburtsstunde des Herrn mit prangender Nachtfeier geheiligt, zu der die Glocken durch die stille winterliche Mitternachtsluft laden, zu der die Bewohner mit Lichtern oder auf dunkeln wohlbekanntem Pfaden aus schneeigen Bergen an bereiften Wäldern vorbei und durch knarrende Obstgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen, und die aus der Mitte des in beeiste Bäume gehüllten Dorfes mit den langen beleuchteten Fenstern emporragt.» Hier schwingen Dinge mit, die noch heute berühren. Und die Tatsache, dass die Winter im Flachland zunehmend wärmer und schneelos werden, steigert diese Weihnachtsmagie zusätzlich.

Zeit der Dunkelheit

Einen solchen «verwalteten» Winter physisch zu überstehen, ist für uns einfach. Die kälteste Jahreszeit bürdet uns keine Überlebensaufgaben mehr auf. Kälte und Hunger sind als exi-

STYROPORSCHNEE

tentielle Winterprobleme weitgehend verschwunden. Das Anlegen von Lebensmittelvorräten im Herbst ist keine Notwendigkeit mehr, sondern Lust und Liebhaberei. Das bedeutet allerdings nicht, dass der Winter keine Fixpunkte mehr kennt oder man sich nicht auf ihn vorbereitet. Zu den Vorbereitungen gehören insbesondere das Aufziehen der Winterpneus und das Präparieren der Skis und Snowboards. Viele machen sich auch mit Skigymnastik fit oder kaufen neue Winterkleidung. Der wichtigste Fixpunkt ist nach wie vor die Weihnachtszeit. Dazu kommen etwa die «Saison-Openings» der Wintersportorte, die Betriebsfeiern der Firmen und der Winterschlussverkauf. Wie weit der Einzelne dabei das Naturjahr noch bewusst miterlebt bzw. mit ihm mitgeht, ist individuell. Dass die alten Verbindungen grundsätzlich noch bestehen, zeigt insbesondere das Weihnachtsfest. Noch heute sind viele von uns froh, dass die dunkelsten Winterwochen durch Feste und «heilige Zeiten» aufgelockert werden – Advent, Weihnachten, Silvester, Neujahr, Dreikönig. Und der kürzeste Tag am 21. Dezember geht in seiner existenziellen und spirituellen Dimension vielen von uns sehr nahe. Die christliche Kirche hatte diese Problematik früh erkannt und mit den erwähnten Festen Abhilfe geschaffen. «Nie sind Naturjahr und Kirchenjahr eine so innige, aber auch sinnstiftende Verbindung eingegangen wie in den Wintermonaten. Das liturgische Geschehen hilft den Menschen, die schwierige Zeit der Dunkelheit besser zu ertragen», schreibt der Volkskundler Paul Hugger. Dass sich dahinter noch ältere, vorchristliche Brauchtumsmuster verbergen, zeigt, wie tief diese winterliche Kälte und Dunkelheit uns Menschen trifft. Andererseits haben wir auch durchaus nichts dagegen, Weihnachten zur Abwechslung einmal auf den Malediven zu verbringen oder im November frische Erdbeeren aus Venezuela zu löffeln.

Wie ein Gefängnis

Ist der Winter damit ein Beispiel mehr für den vielfach beklagten «Ausstieg aus der Natur», den der moderne Mensch in den letzten 200 Jahren vollzogen hat? Es spricht einiges dafür. Im Fall des Winters ist vor allem auf das verschwindende Bewusstsein für die «natürlichen» Rhythmen und Eigenzeiten allen Lebens hinzuweisen: Wachsen, Blühen, Vergehen. Der Winter ist die «Auszeit», in der sich das neue Leben vorbereitet. Solche «Brachzeiten» fehlen in unserer Turbo-Gesellschaft allenthalben. Regeneration, das ist doch Zeitverschwendung

– zu teuer, und man könnte etwas verpassen. Andererseits: Wer möchte im Ernst die Lebensqualität der heutigen Winter mit derjenigen früherer Jahrhunderte tauschen? Vor allem vor dem 19. Jahrhundert, also in der vorindustriellen Zeit, war der Winter nicht nur härter, gefährlicher und sozial ungerecht. Die kalte Jahreszeit prägte die Lebensgewohnheiten und die wirtschaftliche Situation in einem Mass, das man sich heute kaum mehr vorstellen kann. Der Winter hatte etwas von einem Gefängnis. Wer sich in der Fachliteratur umschaute, stösst vor allem für das Mittelalter und die Zeit vom 15. und 16. Jahrhundert zudem auf Vorfälle, die wir heute mit Horrorfilmen assoziieren: Wölfe streunen durch das Dorf, Reiter fallen tot vom Pferd, Vögel tot vom Himmel, Menschen erfrieren in den Betten, Getreide verfault unter dem Schnee, Tote müssen «auf Eis» gelegt werden, bis man sie im Frühling bestatten kann... Das heisst nun aber nicht, dass der Winter heute grundsätzlich keine Bedrohungen mehr kennen würde. Sie haben sich nur gewandelt. Im Flachland ist es vor allem die eingangs erwähnte Bedrohung durch den «Stillstand», d.h. die Behinderung der allgemeinen und der individuellen Mobilität. Ein Problem ist auch die Winterdepression, die in unserer postmodern-individualistischen Gesellschaft zweifellos einen guten Nährboden findet. Am Fatalsten wäre aber wohl, wenn unserer Kommunikations-, Informations- und Wissensgesellschaft das passieren würde, was ein bekanntes antikes Lügenmärchen erzählt: In einer bestimmten Stadt ist es im Winter jeweils so kalt, dass alle Worte – sobald sie ausgesprochen werden – einfrieren. Im Sommer tauen sie wieder auf, so dass man erst dann hört, was im Winter gesagt worden ist. *

Peter Müller, 1964, lebt als Historiker in St.Gallen.